

Arbeiten mit Bedingungen

Künstlerische Auseinandersetzungen und konfliktuelle Konversationen

Ein Gespräch zwischen Havîn Al-Sîndy und Nora Sternfeld

Abstract *Wie beeinflussen politische Entscheidungen und Machtstrukturen die Bedingungen, unter denen künstlerische Arbeit entsteht? Was bedeutet es, sich zu begegnen, wenn die politische Lage in die künstlerische Praxis eingreift? Und wie kann man in diesem Kontext einen Weg finden, zu verhandeln, zu sprechen, zu hinterfragen und den Konflikt auszuhalten? In einem Gespräch beschäftigen wir uns mit Mechanismen, die Macht- und Gewaltverhältnisse reproduzieren und fragen nach Möglichkeiten, diese zu reflektieren, zu verlernen und als kritische Auseinandersetzungen künstlerisch durchzuarbeiten. Dabei widmen wir uns antisemitischen und rassistischen Mechanismen und fragen, wie diese in Strukturen oft subtil – und für die, die sie nicht betreffen, unbemerkt – fortwirken. Wir tauschen uns über künstlerische Formen aus, in denen das »Verlernen« von erlernten Mustern die künstlerische Praxis verändern kann. Und fragen: was hat das mit »Sharing« und »Caring« zu tun?*

Arbeiten in Widersprüchen

Nora Sternfeld: Wenn von »Care« und teilen gesprochen wird, dann verdeckt das nicht selten die Strukturen, die immer prekärere Lebenssituationen schaffen. Obwohl das ein offensichtlicher Widerspruch ist, wird er als solcher allzu oft nicht gesehen. Lass uns also als erstes nach den diskursiven, politischen und ökonomischen Strukturen fragen, in denen wir als Kunstpädagog*innen arbeiten.

Havîn Al-Sîndy: Ja! »Care« wird leider oft vereinnahmt, um zu beruhigen, wo Beunruhigung nicht ganz von der Hand zu weisen wäre. Es ist wie du sagst: Wenn von »Ca-re« gesprochen wird, taucht häufig ein versöhnliches Vokabular auf – eines, dass die Komplexität der Bedingungen glättet. Demgegenüber scheint es mir wichtig, Widerspruch und Konflikt zuzulassen. Was wird sichtbar, wenn heute von »Care« die Rede ist – in Plattformen, in Texten, in der Kunst? Ist es wirklich Fürsorge oder

eher Strategie? Können wir »Care«-Codes erkennen, benennen, entlarven, die performativ wirken, aber nicht wirklich relational sind?

Aber »Care« glättet nicht nur, es kann auch gefährlich sein – ein Werkzeug, um Stimmen unsichtbar zu machen. Doch die Bedingungen, unter denen »Care« überhaupt artikuliert wird, sind selbst Teil ungleicher Machtverhältnisse. Sie unterliegt einem Regime von Sichtbarkeit, Erkennbarkeit, Anerkennungsfähigkeit. Was als Fürsorge zählt, ist häufig bereits durch kulturelle Codierungen vorgefiltert. Wie fühlt sich das an – in Blicken, Gesten, Schweigen? Die Markierung als *zu laut*, *zu wütend*, *zu viel* machen dies deutlich. Es sind bestimmte Formen des Sprechens, des Auftretens, des Erklärens, die als *sorgend* lesbar werden – andere werden als überfordernd, störend, wütend oder unangemessen markiert. »Care« als Ausschlussmechanismus, nicht nur als glättende Sprache. Es wäre daher notwendig, von einem Verhältnis zu sprechen, das die Sprache von »Care« strukturiert. Denn nicht alle Stimmen dürfen *fürsorgen*¹ – manche dürfen nur ertragen.

Nora Sternfeld: Ich würde sagen, es geht genau um die Herstellung von Räumen, in denen Widersprüche wirken können. Während es in der kritischen Kunstvermittlung und Kunstpädagogik² wesentlich darum ging und immer noch geht, Widersprüche zu sehen und gegen die Verhältnisse wirksam zu machen, lernen wir heute leider allzu oft Widersprüche zu akzeptieren.

Weltbilder Verlernen

Havín Al-Sindy: Einer dieser Widersprüche, die Institutionen derzeit beschäftigen, ist die Auseinandersetzung mit Antisemitismus und Rassismus auch in kritischen Diskursen und aktivistischen Kontexten. In den letzten Jahren wurde es immer schwieriger Antisemitismus und Rassismus gemeinsam zu adressieren und mit ihnen verbundene strukturelle Mechanismen zu befragen. Wir haben es immer wieder versucht. Lass uns versuchen zu teilen, was uns dabei am wichtigsten scheint.

1 Das hier verwendete Verb *fürsorgen* ist eine bewusste sprachliche Setzung, die die aktive, sprechende, gestaltende Dimension von Sorge betont im Unterschied zur institutionalisierten Fürsorge oder zur passiven Rolle des Erleidens. Durch diese Form wird sichtbar, dass Sorge selbst ein umkämpftes Terrain ist: Wer darf sprechen, handeln, gestalten und wer muss aushalten, empfangen, schweigen?

2 Vgl. Sternfeld, Nora (2022): »Widersprüche wirken lassen« in: appropriate! Journal zur Aneignung und Vermittlung von Kunst, Issue 3, siehe: <https://tinyurl.com/2m8n23u4> sowie Kornbluh, Anna (2023): *Immediacy, or The Style of Too Late Capitalism*, London/New York: Verso Books.

Nora Sternfeld: Wie du sagst, geht es darum sich auf die Tiefendimensionen von Widersprüchen einzulassen. Wenn Bonaventure Ndikung über *Verlernen* schreibt, macht er deutlich, dass es ein relationales Verhältnis ist: »Verlernen bedeutet nicht vergessen, ebenso wenig löschen, annullieren oder niederbrennen. Es bedeutet mutiger zu schreiben, von Neuem zu schreiben. Es bedeutet, neue Fußnoten an alte oder andere Narrative zu heften. Es bedeutet, den Staub wegzuwischen, das Gras zu belüften und den Putz vom Verdeckten abzuklopfen. Verlernen bedeutet, die Medaille umzudrehen und die Geister wiederzuerwecken. Verlernen heißt, in den Spiegel zu schauen und die Welt zu sehen.«³ Was, wenn wir also aufhören, uns im Spiegel immer nur selbst zu sehen? Verlernen bedeutet eben auch, die eingefahrenen Zuschreibungen und binären Logiken zu verlernen, die uns in diese Situation gebracht haben. Dafür müssen wir uns eingestehen, dass Rassismus und Antisemitismus auch in kritischen Diskursen existieren. Und auch hier geht es darum, Weltbilder zu verlernen. Denn leider sind auch in manchen antirassistischen Diskursen viele binäre Logiken am Werk, die die Welt in Gut und Böse einteilen.

Es scheint, als gäbe es eine gute, reine Seite – und eine böse, unechte, der sogar die ihr widerfahrende Gewalt als Lüge ausgelegt wird. Dieses manichäische Weltbild zeigt sich auch in Gegensätzen wie *gutes verkörpert*es Wissen, *böses institutionelles, kapitalisiertes, rationales Wissen*. Diese Unterscheidung, die heute viele Debatten im Aktivismus und im Kunstfeld auszeichnet, ist sehr alt und prägte bereits die Entwicklung antisemitischer Diskurse und Organisationen im 19. Jahrhundert. Sie ist übrigens die Basis für viele Verschwörungstheorien.

Havin Al-Sindy: Ich finde es in diesem Zusammenhang auch wichtig, über etwas zu sprechen, das oft übersehen wird. Für mich kann nämlich schon das »Aushalten von Widersprüchen« selbst eine Form von Ausgrenzung sein. Ich frage: Wer genau soll hier eigentlich was aushalten?

Gerade wenn Antisemitismus und Rassismus zusammengedacht werden, wird häufig eine *zugängliche* Sprache eingefordert. Doch diese Erwartung entpuppt sich als ein subtiler Mechanismus des Ausschlusses: Sie legt fest, welche Stimmen als wissend und kompetent gelten und wer angeblich *leichtere Codes* benötigt. In so einem Rahmen wird implizit bestimmt, wer Zugang zu Wissen hat und wer *bestimmtes Wissen* lediglich vermittelt bekommen soll. Es wird festgelegt, wer zuhören soll – und wer überhaupt sprechen darf.

Wenn von Verlernen die Rede ist, bedeutet das für mich nicht nur, Weltbilder zu hinterfragen, sondern auch die eigene Sprache kritisch zu betrachten, mit der über Gewalt, Diskriminierung und die eigenen Erfahrungen gesprochen wird. Allzu oft

3 Ndikung, Bonaventure Soh Bejeng (2016): »Unlearning the Given. Exercises in Demodernity and Decoloniality of Ideas and Knowledge«, in: SAVVY Contemporary, siehe: <https://tinyurl.com/bdhkawnd>

wird eine Sprache verwendet, die Aufdeckung vermeidet, während sie vorgibt, genau dies zu tun. Mit anderen Worten: Sie behauptet, Missstände *entlarven* zu wollen, macht die eigentliche Entlarvung aber unzugänglich und kaschiert damit die Gewalt, über die geredet werden muss.

Ich denke dabei an Situationen mit Jugendlichen – Schüler*innen wie Studierende – die mir immer wieder sagen: *Ich fühle mich machtlos. Ich kann nichts mehr sagen.* Solche Aussagen zeigen mir: Auch in Räumen, die als *offen*, diskursiv oder reflektiert gelten, wirken neue Formen von Ausschluss. Dieses Gefühl von Machtlosigkeit kann eine Reaktion auf einen Raum sein, der sich inklusiv gibt, der Zugang und Sichtbarkeit suggeriert, in Wahrheit aber gewisse Widersprüche nicht wirklich zulässt.

Zugang und Sichtbarkeit werden suggeriert, aber bestimmte Widersprüche und Ausdrucksformen finden keinen Platz. Es stellt sich die Frage: Ist es produktiv, Widersprüche einfach *auszuhalten* – oder muss genauer gefragt werden: Wer profitiert von diesem Aushalten? Wer wird dadurch zum Schweigen gebracht? Wer darf widersprechen, weil die Stimme als *zumutbar* gilt? Für die Kunstpädagogik und Vermittlungsarbeit bedeutet das: Wie kann ein Sprechen ermöglicht werden, das vielleicht nicht von allen sofort verstanden wird – und dennoch niemanden ausschließt?

Wie können Räume entstehen, in denen nicht nur *leichte Sprache* gefragt ist, sondern auch schwere, komplexe, widersprüchliche Sprache Platz findet – gerade dort, wo es unbequem wird? Es ist notwendig, klar zu machen, dass es nicht reicht, Widersprüche einfach *auszuhalten* oder auf leicht verdauliche Sprache zu setzen. Solche scheinbar wohlmeinenden Gesten können leicht zu dem werden, was Sara Ahmed eine »Nicht-Performativität« nennt: ein Versprechen auf Vielfalt und Inklusion, das in der Praxis nichts bewirkt.

Nora Sternfeld: Aber wie können wir nun strukturellen Rassismus und Antisemitismus adressieren? Wie können wir dafür Räume in der Kunstpädagogik schaffen?

Havîn Al-Sindy: Strukturellen Rassismus und Antisemitismus in der Kunstpädagogik zu adressieren bedeutet, Räume nicht nur als Orte zu verstehen, sondern auch als Felder von Ausschluss und Macht. Eine Möglichkeit liegt darin, künstlerische Praxis und Kunstwissenschaft nicht nur als Gegenstand zu behandeln, sondern als Auseinandersetzung mit den Bedingungen ihrer Entstehung: Wer wird ausgestellt? Wer bleibt unsichtbar? Wer kuratiert, finanziert, entscheidet? Wessen Sprache wird als zugänglich markiert – wessen Stimme als zu fordernd? In der Lehre heißt das: Arbeiten zeigen, die Antisemitismus und Rassismus nicht getrennt verhandeln. Sondern Gemeinsam und Widersprüche erfragen, wie du schon sagst, entlarven und verlernen.

Warum wird das eine gehört und das andere nicht? Wo beginnt der Ausschluss – schon in der Sprache, in der Präsentation, in der Auswahl?

Kunstpädagogik muss diese Widersprüche nicht lösen – aber aushalten, entlarven und besprechen, dass sie Teil des Raums sind. Das heißt: Nicht beruhigen, nicht glätten – sondern aushalten, dass nicht alles zusammenpasst. Dafür ist es wichtig, dass »Care« oft als Teil der Lösung verstanden wird – aber vielleicht ist »Care« genau das, was den Ausschluss stabilisiert. Nicht, weil Fürsorge an sich falsch wäre, sondern weil »Care« in diesen Kontexten zur Einladung mit Bedingungen wird: Teilnehmen darf nur, wer anschlussfähig bleibt.

Die Frage ist nicht nur, wie Räume gestaltet werden können – sondern, ob diese Räume überhaupt existieren können, solange die Strukturen bleiben, wie sie sind.

Wer darf erzählen? Wer muss erzählen?

Havin Al-Sindy: Das alles bringt mich zu einer weiteren allzu schnell verwendeten Vorstellung von *Selbstrepräsentation*. Besonders marginalisierte Subjekte werden häufig zur Repräsentation gezwungen – und verlieren so die Möglichkeit, selbst zu vermitteln. Wie kann ein Körper, der immer schon als *lesbar* gelesen wird, überhaupt vermitteln?

Nora Sternfeld: Gerade in der Vermittlung scheint mir wichtig: Niemand muss eine Position verleugnen und niemand darf auf sie reduziert werden. Aber wie können wir das schaffen? Ich denke, dass die Kunstvermittlung durch die Methode der selbstgestellten Frage viel beitragen kann. Wenn kunstpädagogische, aber auch künstlerische und wissenschaftliche Situationen darauf basieren, dass alle Beteiligten eigene Fragen an den Gegenstand formulieren, denen dann gemeinsam nachgegangen wird, dann gilt es zunächst zu erarbeiten, wie viele unterschiedliche Antworten auf die Frage *Was hat das mit mir zu tun?* entwickelt werden können. Repräsentation kann so verkompliziert werden, ohne gleich für irrelevant erklärt zu werden. Wie wird Wissen weitergegeben und welche Perspektiven werden dabei etabliert? Was bedeutet es, erlernte Perspektiven zu hinterfragen und loszulassen?

Havin Al-Sindy: Ja, und ich glaube, es geht nicht nur darum, wer sprechen darf – sondern auch darum, unter welchen Bedingungen gesprochen werden muss. Für viele, deren Körper und Stimmen schon als *anders* markiert sind, ist Sprechen nicht Möglichkeit, sondern Pflicht. Die eigene Existenz wird zur *Antwort* gemacht – als Repräsentation für *die Anderen*. Diese Bedingungen sind nicht harmlos. Sie bestimmen, wessen Wissen als *erklärbar* gilt, wessen Stimme immer wieder Übersetzungsarbeit leisten muss – und wer einfach sprechen darf, ohne gefragt zu werden: Für wen sprichst du? Für wen stehst du?

Sprechen, Zuhören, Sprache – das alles ist nie neutral, nie frei von Widerspruch. Vermittlung ist nicht die bloße Übersetzung bereits feststehender Inhalte, sondern ein Prozess des ge-

*meinsamen Denkens. Die Frage bleibt: Wie lässt sich eine Praxis denken, in der Sprechen nicht an Bedingungen geknüpft ist? Wie kann Kunstvermittlung zulassen, dass nicht alles verstanden werden muss – und dass gerade darin etwas sichtbar wird, das sonst unsichtbar bleibt? Wer wird gehört, wer bleibt Zuhörer*in, wer wird zum Fall?*

Selbstrepräsentation wird oft als Empowerment verkauft – aber häufig ist sie eine Form der Disziplinierung: Man soll sprechen, aber so, dass es *lesbar* bleibt, nicht stört. Kunstvermittlung kann nur offen sein, wenn anerkannt wird, dass nicht alle mit denselben Voraussetzungen in diesen Prozess eintreten. Offenheit ohne diese Anerkennung ist eine Form der Verweigerung. Wenn »Sharing« zur bloßen Geste verkommt, wird »Caring« zur asymmetrischen Praxis, ein scheinbares Angebot, das Kontrolle ausübt. Eine kritische künstlerische Praxis muss auch Formen der Verweigerung, Nicht-Teilgabe, Schweigen, Unlesbarkeit als gleichwertige Ausdrucksformen anerkennen.

Literatur

- Ahmed, Sara (2022): »You Pose a Problem: A Conversation with Sara Ahmed.«, Interview by Maya Binyam, in: The Paris Review, siehe: <https://tinyurl.com/bddkv67p> v. 14.01.2022.
- Kornbluh, Anna (2023): *Immediacy, or The Style of Too Late Capitalism*, London/ New York: Verso Books.
- Ndikung, Bonaventure Soh Bejeng (2016): »Unlearning the Given. Exercises in Demodernity and Decoloniality of Ideas and Knowledge«, Berlin, in: SAVVY Contemporary, siehe: <https://tinyurl.com/bdhkawnd>
- Sternfeld, Nora (2022): »Widersprüche wirken lassen«, in: appropriate! Journal zur Aneignung und Vermittlung von Kunst, Issue 3, siehe: <https://tinyurl.com/2m8n23u4>